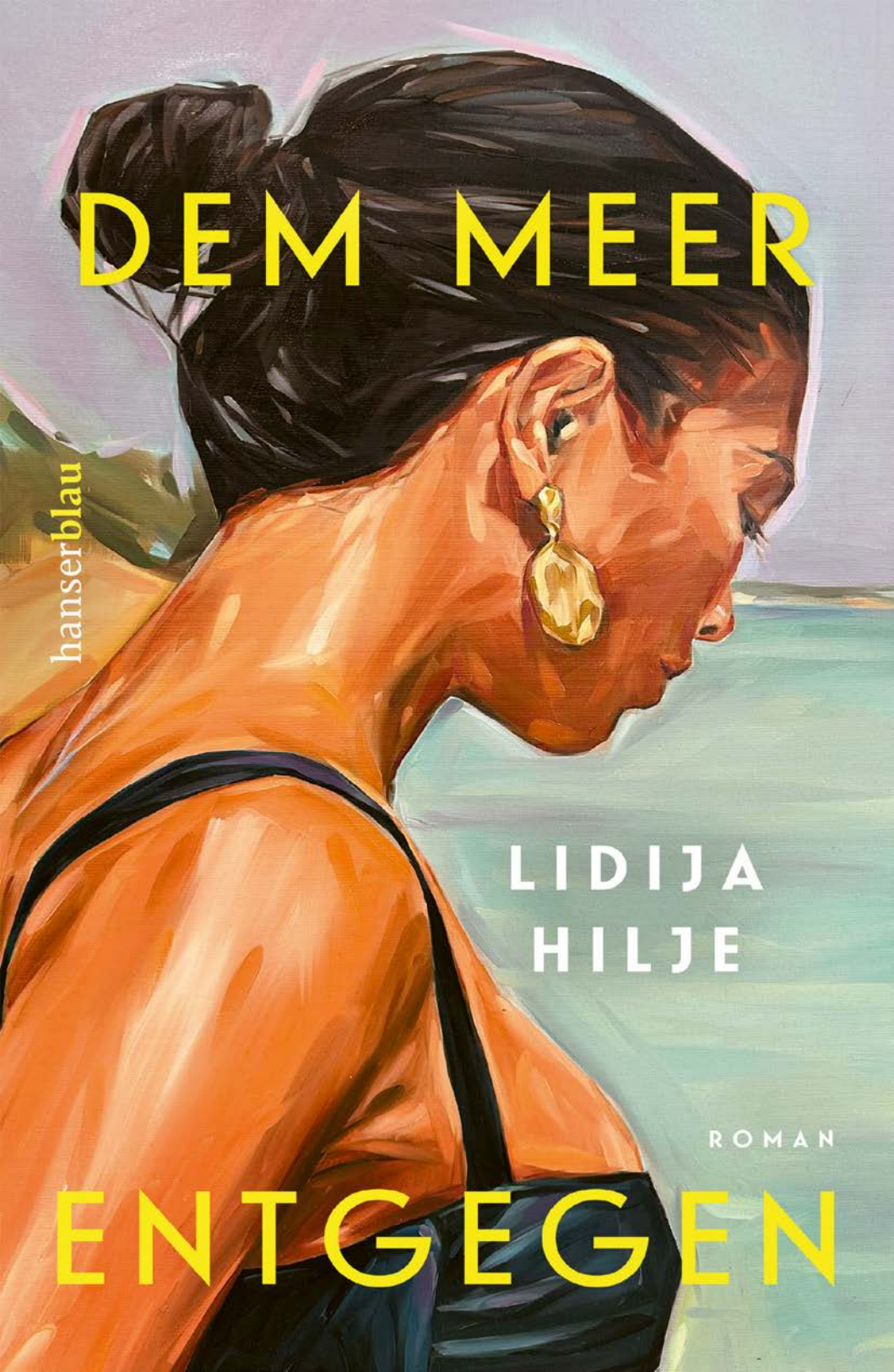




DEM MEER

hanserblau

LIDIJA
HILJE

ROMAN

ENTGEGEN

Leseprobe

Das Buch

In ihren späten Dreißigern kehrt Ivona in ihre Heimatstadt Zadar an der kroatischen Küste zurück. Das Meer schimmert, die Luft duftet nach Sommer, und der Wind streicht sanft durch den alten Olivenhain ihrer Großmutter – doch Ivona hadert mit dem, was nicht geworden ist. Ihre Ehe ist an einem alles verändernden Geheimnis zerbrochen, und statt als Biologin arbeitet sie in einem Schreibwarenladen. Als sich ihre Wege nach Jahren wieder mit ihrem Ex-Mann Vlaho kreuzen, erwachen alte Gefühle, aber gerade jetzt eröffnet ein unerwartetes Angebot Ivona die Chance auf einen Neubeginn in Italien – und sie muss sich entscheiden, ob sie Vergangenes hinter sich lassen kann.

Ein atmosphärischer, kraftvoller Roman zwischen Sommerlicht, Erinnerungen und der Möglichkeit eines anderen Lebens.

Die Autorin

Lidija Hilje ist eine kroatische Autorin und Schreibcoachin. Mehr als zehn Jahre lang arbeitete sie als Juristin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. *Dem Meer entgegen* ist ihr Debüt.

Lidija Hilje. *Dem Meer entgegen*

Aus dem Englischen von Henning Ahrens. 400 Seiten. Gebunden
Mit Lesebändchen. Auch als E-Book. Erscheint am 21. Juli 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: FAVORITBUERO, München nach einem Entwurf von Maddy Angstreich
Motiv: © Hana Tischler

EINS

Manchmal stalke ich meinen Ex. Ich öffne seine Accounts und gehe seine Fotos durch. Ihre Reihenfolge kenne ich wie meine Handfläche. Sogar noch besser, denn ständig vergesse ich, wie sich meine Lebenslinie in die Liebeslinie verheddert, wie sie anfangs eng und gleichmäßig verläuft und dann zerfasert. Es ängstigt mich, meine Hand zu betrachten, die Linie nachzuzeichnen, um zu schauen, was mir in den kommenden Jahren bevorstehen könnte. Vlahos Fotos dagegen kenne ich auswendig. Zuerst kommen die aktuellen, etwa das seines Sohnes, er wird in einer Woche sechs, der mit gerunzelter Stirn vor einer Zeichnung imaginärer Monster sitzt; oder das seiner knapp vierjährigen, engelsgleichen Tochter, deren Haare wie Maisseide durch die Finger gleiten. Das seiner wunderbaren Frau, blond und mit zu großer Nase, aber mit betörend hohen Wangenknochen, die auf ihrem Segelboot ausgelassen lacht.

Vor Jahren behauptete er, nicht auf Blondinen zu stehen. Das flüsterte er mir ins Ohr, während er durch meine Haare fuhr, die damals lang und üppig waren. Wir waren seit ein paar Monaten zusammen, und ich hatte ihn gefragt, was nach einer Trennung wäre. Ob er sich eine Frau wie mich suchen würde oder mein genaues Gegenteil. »Das wird nie passieren«, sagte er. »Außerdem stehe ich nicht auf Blondinen.«

Gelogen.

Gelogen.

Jedes Mal bleibe ich an einem ganz bestimmten Foto hängen. Es muss bei der Hochzeit oder kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes entstanden sein und ist eher unspektakulär. Das Hochzeitspaar ist nicht sein eigentliches Motiv – jemand wollte ein Mädchen einfangen, das im Vordergrund zu sehen ist. Hinter ihr reicht mein Ex-Mann seiner neuen Frau ein Glas Saft, und beide tauschen *den Blick*. Den Blick, den er früher mir geschenkt hat. Der mir das Gefühl gab, ein frisch aus dem Gestein geschlagener rosa Diamant zu sein. Nun gilt er ihr.

Ich rufe mir in Erinnerung, dass es meine Entscheidung war. Ich habe ihn aus freien Stücken gehen lassen. Doch aller Vernunft zum Trotz breitet sich das Bild in meinem Inneren aus wie Tinte in kaltem Wasser.

Jeden Morgen höre ich den Löffel gegen die *džezva* klirren, eine Kaffeekanne, die in unserer Familie benutzt wird, solange ich zurückdenken kann, vermutlich länger. Das sechsmalige Klirren, immer im selben Rhythmus, verrät mir, dass mein Vater seinen türkischen Kaffee zubereitet. Es pirscht sich in meinen Schlaf, und ich würde am liebsten schreien: *Kannst du das nicht mal einen Tag bleiben lassen?*

Ein sechsmaliges Klirren, danach dauert es mehrere Minuten, bis sich der Kaffeeduft unter der Tür in mein Schlafzimmer schleicht. Obwohl ich genervt bin, bin ich dankbar für das herrliche Aroma.

Auf der Seite liegend, betrachte ich die Regale und Kommoden vor der Wand gegenüber. Jeden Morgen nehme ich

mir vor, die Stoffpuppen, die Schneekugel, die knallige gelbrote *babuška* und anderen Krimskrams auf den Dachboden zu bringen. Im Zimmer einer erwachsenen Frau hat das alles nichts zu suchen. Andererseits besitze ich diese Dinge seit meiner Kindheit, und irgendwo in mir schwelt die Furcht, es könnte Unglück bringen, sie wegzuräumen. Als wäre es nicht schon schlimm genug. Ich bin achtunddreißig, Single, habe keinen anständigen Job und wohne bei meinem Vater. Schlafe in dem Zimmer, das ich seit meiner Geburt bewohne, ausgenommen die zehn Jahre, in denen ich mit der Liebe meines Lebens ein Bett teilte.

Vlaho.

Ich denke unweigerlich an ihn, male mir aus, wo er ist, was er tut. Das ist beinahe zwanghaft, so ähnlich, wie man den Blick nicht von einem verunglückten Auto abwenden kann. Würde ich eine weitere Therapie machen, was sicher sinnvoll wäre, dann würde die Therapeutin mich als obsessiv einstufen, aber ich kann nicht anders: Früher waren meine Tage von seiner Anwesenheit erfüllt, nun fülle ich sie mit Gedanken an ihn. Die ein Leid schüren, das inzwischen fast lustvoll ist. Es erinnert mich daran, dass ich noch am Leben bin.

Ich sehe ihn in Boxershorts auf dem Rücken liegen, einen Pyjama trug er nie, und Marina streichelt seine Brust über dem Herz, das früher für mich schlug. Dann springen Tena und Maro auf das Bett wie eine Kleinkind-Lawine, sie strampeln mit strammen Armen und Beinen, und als sie das Deckbett zurückschlagen, um in die Arme ihrer Eltern zu schlüpfen, steigt ein Duft nach Familie auf.

Auf einmal freue ich mich für Vlaho, trotz allem. Ehrlich.

Ich konzentriere mich auf die *babuška*, die mir vor langer Zeit von meiner Baba geschenkt wurde, auf ihre plumpe, hölzerne Gestalt, das knallige Rot und Gelb, die typisch slawische Ornamentik. In den Achtzigern, vor dem Krieg, gab es in fast jedem kroatischen Haushalt eine solche Puppe. Nun ist sie schlicht ein Relikt aus alten Zeiten, eine vergessene kleine Figur auf einem Regal. Eine Puppe in einer Puppe in einer Puppe, nur fehlen zwei. Ich habe sie verloren, irgendwann, irgendwo. Sie ist also ebenso hohl wie ich, und wir schauen einander verständnisvoll an.

Als ich das Wohnzimmer betrete, schaut mein Vater die Nachrichten. »Unfassbar, Ivona, unser Finanzminister will schon wieder die Steuern erhöhen. Dieser Parasit.«

»Morgen, Papa.« Ich greife nach der *džezva* und schenke mir Kaffee ein, dazu ein paar Tropfen Mandelmilch. Mein Vater nennt sie *Mogelmilch*.

»Glauben die ernsthaft, wir würden das ewig mitmachen? Gibt es irgendein Land auf der Welt, das höhere Steuern hat als wir?«

Ich setze mich an den Esstisch und nicht zu ihm auf das Sofa. Seine Marotte, sich über Dinge aufzuregen, auf die er keinen Einfluss hat, kann erdrückend sein. Meine Mutter war anders. Politik war ihr egal. Stattdessen regte sie sich über kleine Dinge auf. Ein Riss im Sofabezug, Dreck auf dem Holzfußboden. Sie und mein Vater neutralisierten einander. Sie konnte nicht begreifen, warum er sich über Staatsangelegenheiten echauffierte, er wiederum kapierte nicht, wieso sie sich über Haushaltskram aufregte, und am Ende schmolzen ihre jeweiligen Feuer zu einer Glut zusammen. Seit ih-

rem Tod gibt es niemanden mehr, der seinem Gerede Einhalt gebieten kann.

Mein Vater stellt den Fernseher aus und wirft die Fernbedienung auf das Sofa. »Die können mich alle mal. Mit jeder Steuer ruinieren sie unser Land weiter.«

Ich schaue in den Garten, auf die kahlen Äste des Hibiskus und den immergrünen Wipfel eines Olivenbaums, der im salzigen Bura-Wind schwankt.

Mein Vater humpelt um den Küchentresen und schenkt sich noch einen Kaffee ein. Den dritten, schätze ich. Sein Neurologe hat ihm nach dem Schlaganfall eingeschärft, nicht mehr als zwei Tassen täglich zu trinken, aber ich habe es aufgegeben, ihn zu ermahnen. Er hört sowieso nicht auf mich.

»Wohin soll's gehen?«, fragt er, meine Kleidung musternnd.

»Zur Bank.«

»Wegen Lovorun?«

»Genau, Lovorun.« Lustig, wie sich Gefühle ändern, die durch ein bestimmtes Wort ausgelöst werden. Früher schmolz der Name Lovorun wie Honig auf meiner Zunge – ein magischer Ort meiner Kindheit, wo ich die Schulferien bei Baba verbrachte – meine Großmutter mütterlicherseits –, Trauben und Brombeeren pflückte und sofort in den Mund gleiten ließ. Es war ein Ort, wo alles prachtvoll gedieh. Eine Weile schmeckte der Name salzig, wie Trauer. Inzwischen schmeckt er wie vergorene Milch.

Einige Jahre nach dem Tod meiner Mutter beschloss mein Vater eigenmächtig, Babas altes Anwesen in ein historisches Boutique-Hotel umzuwandeln. »Der Ort hat eine Seele. Er ist mit Traditionen und Geschichte gesättigt«, sagte er, »Touristen lieben das.« Wen interessierte es da, dass die Seele des

Ortes durch die Renovierung ausgelöscht wurde, obwohl mein Vater darauf bedacht war, sie zu bewahren. Das passiert halt, wenn man ein schlichtes Bauernhaus in eine Luxusvilla umwandeln lässt.

»Ich habe einen Termin beim Bankberater. Ich hoffe, es gelingt mir, unser Darlehen noch einmal verlängern zu lassen«, sage ich, wohl wissend, dass die Mühe vergeblich sein wird. Vlaho hat mir das neulich gesagt, und er muss es wissen. Als Angestellter der Bank kennt er die Regularien.

Mein Vater nickt, dann führt er die Tasse mit zitternder Hand zum Mund. Mit der Linken stabilisiert er sie. Ich wende den Blick ab, weil ich weiß, er will nicht, dass ich das zunehmende Versagen seines Körpers bemerke.

Mein Vater war eine Persönlichkeit, die man nicht ignorieren konnte. Einer der Menschen, die die Energetik eines Raums verändern, sobald sie ihn betreten. Auffällig war weniger seine körperliche Erscheinung, obgleich er groß ist. Es war vielmehr sein Selbstbewusstsein, die Art, wie er den ganzen Raum in Besitz nahm. Wenn er sprach, hingen die Menschen wie hypnotisierte Kobras an seinen Lippen.

Seine Art, Aufmerksamkeit einzufordern und seine Ansichten ohne Rücksicht auf andere Meinungen kundzutun, ist ein Charakterzug, den ich nie mochte, und trotzdem schmerzt es mich, dass er diese Energie nicht mehr besitzt, dass die Erkrankung einen Menschen aus ihm gemacht hat, der nicht einmal mehr sein Zittern kontrollieren kann.

»Habe ich mal erzählt, wie in den Neunzigern alle Welt pleiteging?«, fragt er.

Natürlich hat er das, sogar so oft, dass ich die Geschichte gemeinsam mit ihm herunterbeten könnte. Unglücklichen

Zuhörern die immer gleichen ollen Kamellen aufzutischen, ist vermutlich typisch für alte Leute, nur ist er so alt nun auch wieder nicht.

Also erzählt er zum x-ten Mal, wie er von den *Blutsaugern von Bankern* aufgefordert wurde, Insolvenz anzumelden, obwohl man ihm noch Geld schuldete; dass diese Leute eine bürokratische und unzeitgemäße Auffassung des Wirtschaftslebens vertraten, Kroatien hatte den Kommunismus ja gerade erst abgestreift, und viele Menschen und Unternehmen haderten mit der Umstellung auf die freie Marktwirtschaft. Nicht so mein Vater. Er war wie für den Kapitalismus gemacht, und als dieser in Kroatien Einzug hielt, bewegte er sich darin wie ein Fisch im Wasser.

Draußen fällt ein vereinzelter Sonnenstrahl durch die Wolken auf meine Hände, die ich um die vor mir stehende Tasse geschlossen habe. Die Worte meines Vaters treten in den Hintergrund, und ich habe plötzlich wieder das Gefühl, mich sowohl in meinem Körper zu befinden als auch nicht, als wäre meine Haut eine Hülle, die ich nicht mehr ausfülle. Es folgt der übliche Nachgedanke: Wie bin ich hier gelandet?

Vor vielen Jahren, der Horizont kam mir damals unermesslich weit vor, trieb ich hinaus in die Welt wie die Flusen einer Pustebblume, um einen Ort zu suchen, wo ich Wurzeln schlagen konnte, nur um schließlich wieder hier zu landen, warum auch immer, und nun muss ich mir Predigten anhören, die mir schon gehalten wurden, als ich acht war.

»Ich bin mit einer Floppy Disc, auf der ein Excel Sheet gespeichert war, zum Banktermin gegangen.« Bei diesen Worten horche ich auf. »Dort arbeitete niemand regelmäßig am Computer, keiner wusste, wie Excel funktioniert. Ich habe

die Floppy Disc auf den Tisch geknallt und verlangt, man solle sich die Summen anschauen. Es hat die Leute eine halbe Stunde gekostet, jemanden zu finden, der das Dokument überhaupt öffnen konnte.« Er lacht in sich hinein, prahlt damit, die Banker überredet zu haben, ihm die Zeit zu geben, Geld bei seinen Schuldnern einzutreiben, und wie er die Gründe darlegte, warum seine Firma eine große Zukunft habe. Er habe sie überzeugen können, teils durch seine imposante Persönlichkeit, teils durch seine damals einmaligen Computerkenntnisse.

Er stellt seine Tasse in die Spüle. »Bist du gut vorbereitet?«, fragt er.

»Ja.« Ich fahre mit einem Finger über den Rand der Tasse, weiche seinem Blick aus. Absolut sinnlos, sich vorzubereiten. *Die Zeiten haben sich geändert*, würde ich gern sagen. *Wir haben es mit ganz anderen Strukturen und Rahmenbedingungen zu tun als in den Anfangsjahren des Kapitalismus*. Doch ich halte den Mund. Zu den aktiven Zeiten meines Vaters war natürlich alles viel schwieriger, musste man mit härteren Bandagen kämpfen, klar.

Vermutlich hat mein Vater seine Verdienste. Er hat seine Baufirma durch den Krieg gerettet, als niemand, der noch bei klarem Verstand war, irgendetwas bauen wollte. Er hat sie durch alle Finanzkrisen gesteuert, die wie Tsunamis über Kroatien hereinbrechen, riesige Wellen, ausgelöst in der Ferne, die unsere Wirtschaft in die Knie zwingen, während sich andere Staaten längst erholt haben. Ich bin mir sicher, dass er ohne den Schlaganfall eine Möglichkeit gefunden hätte, das Lovorun-Projekt zum Abschluss zu bringen. Stattdessen blieb es an mir hängen, Babas altes Anwesen in ein

Hotel umzuwandeln. Dann explodierten die Kosten, das Projekt kam zum Stillstand, und nun haben wir Schulden, die wir nur tilgen können, indem wir frisches Geld für die Fertigstellung des Projekts erhalten, das hoffentlich irgendwann Gewinn abwerfen wird.

Mein Vater will ins Wohnzimmer zurückkehren, gleich wird er sich wieder über etwas im Fernsehen aufregen. Er küsst mich im Vorbeigehen auf den Kopf. »Du bist ein kluges Kind. Du schaffst das schon.«

Nur bin ich das nicht. Und werde ich es nicht schaffen.

Potenzial, wurde meinen Eltern oft gesagt – von Lehrerinnen, Freunden, Fremden auf der Straße. *Das Mädchen hat großes Potenzial*. Ich glaubte immer, später Großes zu vollbringen. Ich war noch keine vier, da konnte ich schon lesen. Ich war noch keine fünf, da konnte ich schon rechnen. Das weiß ich noch genau, denn als mein Bruder in der ersten Klasse war, bezahlte er mich dafür, seine Mathe-Hausaufgaben zu machen. Ich addierte und subtrahierte in seinem Lehrbuch, und im Gegenzug bekam ich Kleingeld, Kaugummi oder Snoopy-Sticker. Ich werde nie vergessen, wie unsere Mutter uns auf die Schliche kam. Bevor sie laut wurde und mich auf mein Zimmer schickte, schaute sie mich an, als sähe sie mich zum ersten Mal.

Damals begriff ich, dass Wissen Macht bedeutete. Und Aufmerksamkeit sicherte.

Dieser Vorfall wurde eine Familienanekdote, mit der unsere Mutter vor den drei Nachbarinnen, mit denen sie regelmäßig Kaffee trank, sowohl klagte als auch prahlte. Ich wiederum entwickelte einen Heißhunger auf Wörter und deren Bedeutungen, auf Tatsachen und Trivia. Ich wollte diese

Macht ausbauen, noch öfter im Mittelpunkt stehen. Dieser Ehrgeiz glich einem Haken in meiner Brust, an dem ich immer wieder in die Höhe gerissen wurde.

Doch ich musste auf die harte Tour lernen, dass Bücherschläue hierzulande nichts zählt. Genauso wenig Straßenschläue, die mir ohnehin fehlt. Was hier funktioniert, ist eine spezielle Mischung aus bürokratischer Schläue, Vitamin B und der Fähigkeit, Regeln zu seinen Gunsten auszulegen. Und wenn man obendrein mit einem Penis gesegnet ist, umso besser.

Schwer zu sagen, wann mir das letzte Mal Potenzial bescheinigt wurde. Potenzial hat jedoch die Eigenart, nicht zu verpuffen. Nutzt man es nicht, dann verliert man es nicht einfach. Stattdessen wird es zu einem inneren Sediment wie Teer oder Asbest und entlässt allmählich seine Gifte.

ZWEI

Vlaho und ich lernten uns kennen, als es in Zagreb am kältesten war, an einem schneeregnerischen Abend im Januar. Fünf Monate zuvor war ich dorthin gezogen, um Biologie zu studieren. Das neue Jahrtausend war noch so jung, dass ich das Gefühl hatte, es wäre ein im Boden verankerter Pfahl, der die wiederholt aus den Fugen geratene Welt stabilisierte.

Ich war gerade einmal neunzehn, und doch war das Land meiner Geburt schon zerfallen, hatte der Staat, dessen Bürgerin ich war, seine Unabhängigkeit in einem blutigen Krieg erkämpfen müssen. Bis zu meinem elften Lebensjahr hatte es drei verschiedene Währungen gegeben: Zuerst den jugoslawischen Dinar, dann den kroatischen Dinar und schließlich den kroatischen Kuna. Ich war in Sozialismus und Autokratie hineingeboren worden und lebte nun in einer Demokratie und im Kapitalismus, wenngleich sich die Wirtschaft noch immer nicht ganz darauf eingestellt hatte.

Obendrein hatte sich in der Welt insgesamt vieles verändert. Die Telefone bekamen immer längere Kabel und hatten am Ende gar keine mehr; Computer existierten erst nur in Science-Fiction-Filmen, bis sie klobig auf unseren Schreibtischen standen und mit den Jahren immer schmaler und gefälliger wurden.

Und dann gab es noch die ständigen Wechselbäder zu Hause. Meine Eltern kannten drei Standard-Modi: Eintracht,

Gleichgültigkeit, erbitterter Streit. Ich wusste nie, wie ich sie antreffen würde, wenn ich von der Schule heimkam – ob lachend beim Kaffee oder einander mit Scheidung drohend. Auch ich veränderte mich mit der Zeit, wandelte mich von einer pflichtbewussten Tochter, die ihren Eltern alles recht machen wollte, zu einer rebellischen, bis ich mich nach dem Vorfall in eine geschlossene Auster verwandelte, um die letzten zwei Jahre zu Hause überstehen zu können.

Meine ersten Monate in Zagreb stellten einen Neuanfang dar. Der Geruch von Freiheit lag in der Luft, die Welt schien mir offenzustehen, und ich konnte wieder durchatmen, meine Lungen weiteten, meine Schultern entspannten sich.

Ich besuchte Seminare, fand neue Freunde und ging mit den wenigen alten, die ich hatte, feiern. Ich aß in Studenten-Cafeterias, wo mir allein schon der aufdringliche Geruch von Brathuhn, Grünkohl und Spaghetti bolognese das Gefühl gab, es wäre brechend voll. Während der ersten Monate bildete ich mir ein, ungeachtet meiner familiären Vergangenheit ein neuer Mensch werden zu können.

Doch als der Winter seinen eisigen Griff verstärkte, verschwand das Gefühl, dass alles in Zagreb neu und aufregend war, und ich ertappte mich dabei, Sehnsucht nach meiner Heimatstadt zu haben, der ich unbedingt hatte entfliehen wollen – nach ihren Gebäuden aus hellem Stein, ihrem blauen Himmel und dem Meer, nach ihrem vertrauten Puls und Rhythmus. Das Loch, das ich durch meinen Wegzug aus Zadar gefüllt zu haben glaubte, tat sich wieder auf, und zwischen Verabredungen lauten Studentenpartys und überfüllten Uni-Kursen gelang es mir nicht, es zu stopfen.

An jenem Abend im Januar wurde ich von Tara, meiner besten Freundin, zum Ausgehen überredet. Es war ihr Geburtstag, und sie schmiss eine Party in einer Bar im Zentrum Zagrebs. Die kleine Bar war voller Studenten, die Red Hot Chili Peppers dröhnten aus den Lautsprechern, während wir uns billiges Bier in die Kehle schütteten. Mein Freund war da, sofern ich ihn überhaupt so nennen konnte. Wir waren seit einem Monat zusammen, doch ich ahnte, es würde nicht lange halten. Ich saß mit trüben Augen neben ihm, während er mit Freunden endlos über irgendein Videospiel quatschte.

Da schnitt abrupt »One Armed Scissor« durch »Californication«.

Der ganze Raum kam zum Stillstand. Alle verstummten, und alle Blicke richteten sich auf die Stereoanlage hinter dem Tresen, wo ein großer Typ mit aschblonden Haaren und grauem Hoodie Knöpfe drückte und dabei über seine Genialität grinste.

Die vertraute, zornige Stimme, mit der die Stakkato-Verse aus den Lautsprechern gebellt wurden, weckte in mir den rebellischen Geist meiner späten Schulzeit, und bevor ich mich's versah, war ich auf den Beinen und drängelte mich zur Stereoanlage durch. Es geschah instinktiv. Ohne Vorsatz. Ich hatte schlicht das Bedürfnis, der Musik näher zu sein, darin einzutauchen. Oder vielleicht auch, sie einzusaugen, mich damit zu füllen.

Als ich bei der Bar anlangte, stand er noch da, der große Typ im grauen Hoodie, er wandte mir den Rücken zu. Ich stimmte laut in den Refrain ein. Er drehte sich zu mir um und sang mit.

Der Augenblick verdichtete sich.

Sein Gesicht leuchtete, als wäre es von innen erhellt. Im Raum war es halbdunkel, dazu der Zigarettenqualm, und natürlich leuchten Menschen nicht, trotzdem kam es mir so vor. Irgendetwas in seinem Blick schien sich mir zu offenbaren. Es war so unmittelbar, so intensiv, dass ich mir vorkam wie eine Voyeurin.

Als könnte ich, in seine Augen schauend, mehr erkennen, als erlaubt war.

Und als würde ich zulassen, dass er bei einem Blick in meine Augen mehr sah, als er sollte.

Dann sprang die Zeit ruckartig wieder an, und wir standen in der Bar, auf der Party, mitten zwischen Menschen und wummernder Musik.

»Du kennst *At the Drive-in*?«, fragte er mich direkt in mein Ohr, um die krachend lauten Riffs zu übertönen.

»Ob ich die Band kenne? Ich liebe sie«, erwiderte ich. Durch den Alkohol war ich mutiger als sonst, und das abgenutzte Verb sowie die Tatsache, dass wir fast auf Tuchfühlung waren, löste etwas in mir aus.

»Es könnte sein, dass du gerade zu meinem Lieblingsmenschen geworden bist«, sagte er in einem schleppenden Singsang. Schwer zu sagen, ob er aus der Herzegowina stammte, aus dem Neretva-Tal oder aus Dubrovnik. Jedenfalls aus dem Süden, wo Tangerinen und Wassermelonen wachsen, wo die Strände kiesbedeckt sind und das Meer türkisblau schimmert. »Vlaho.« Er gab mir die Hand.

Also Dubrovnik, dachte ich, nur dort geborene Jungen wurden nach dem Schutzheiligen der Stadt benannt. Wir schüttelten Hände. Haut an Haut, ein anhaltender Händedruck, wenn auch nicht lang genug. »Ivona.«

»Möchtest du ein Bier oder so?«, fragte er, und auf seiner linken Wange bildete sich ein roter Fleck. So hatte ich noch nie jemanden erröten sehen.

Der Song lief aus. Ein Mann, offenbar der Manager, denn er sah genervt aus und fluchte vor sich hin, drängte sich hinter Vlaho zur Anlage durch und legte wieder die Red Hot Chili Peppers ein.

»Liebend gern«, sagte ich, und blickte über die Schulter zu meinem Freund, der im Halbdunkel sein Bier leerte. Meine nächsten Worte bereute ich schon, bevor ich sie überhaupt ausgesprochen hatte. »Aber mein Freund wartet.«

Vlaho verzog die Lippen zu einem enttäuschten Lächeln, und was zwischen uns geknistert hatte, verpuffte. Ich wandte mich ab und kehrte an meinen Platz zurück, verfolgt von Vlahos Blick wie vom Echo eines Geräuschs.

Dieser Fehler verfolgte mich noch tagelang. Ich hätte meinem Freund sofort sagen sollen, dass es aus war. Stattdessen wollte ich ihn nicht überrumpeln, wartete also, bis wir am späten Abend allein waren. Ich wollte rücksichtsvoll, höflich agieren. Damals scheute ich noch davor zurück, andere zu verletzen oder zu erbosen, und bemühte mich deshalb, diplomatisch zu sein. Nicht, dass ihn das interessiert hätte. Als ich erklärte: »Ich glaube, das mit uns, das funktioniert nicht«, zuckte er nur die Schultern und meinte: »Ja, denke ich auch.«

Diese idiotische Rücksichtnahme hätte mich bei Vlaho jede Chance kosten können, und genau das war mein einziger Gedanke, als ich eine Woche später allen Mut zusam-

mennahm, um ihm zu schreiben. Ich löschte fünfzehn Versionen von »Hi, ich bin's, Ivona, das *At the Drive-in-Girl* vom letzten Freitag«. Am Ende schrieb ich »Send transmission from the one-armed scissor« und schickte dies ab, bevor ich wieder ins Zweifeln kommen konnte.

Diese Zeilen hatten wir gemeinsam gesungen.

Ich stellte mir vor, wie die Nachricht über die Dächer Zagrebs segelte, durch den stickigen Smog, und in seinem Zimmer im Wohnheim landete. Er wohnte in Cvjetno, wie Tara erzählt hatte, als sie mir seine Nummer gegeben hatte; er war zwanzig, und er studierte Wirtschaft. Mehr wusste sie nicht, denn er war ein Freund eines Freundes – keiner ihrer Freunde.

Die Minuten verstrichen. Ich stand auf und lief in meinem Zimmer so panisch im Kreis wie eine Kakerlake bei plötzlichem Licht. Ich schaltete den Fernseher ein. Die mexikanische Soap, die nach den Mittagnachrichten lief, erfüllte das Zimmer mit hitzigen Worten und linderte mein Gefühl der Einsamkeit.

Ich griff nach meinem Lehrbuch für zelluläre Mikrobiologie, konnte die Worte aber nicht lesen, sie waren wie verwischt. Ich sah alle zwanzig Sekunden auf mein Handy, obwohl ich genau wusste, dass ich es auf laut gestellt hatte.

Minuten wurden zu Stunden.

Ich überlegte mir Gründe für seine ausbleibende Antwort. Vielleicht war es die falsche Nummer. Vielleicht hatte er kein Guthaben mehr. Vielleicht saß er in einem Kurs und hatte sein Handy im Wohnheim vergessen. Vielleicht war es ihm geklaut worden.

Es folgten quälende Mutmaßungen. Vielleicht erinnerte

er sich nicht an mich. Oder vielleicht doch, hatte aber keine Lust zu antworten. Vielleicht lachte er, während er die Worte las, über meine Dreistigkeit und die Vorstellung, wir könnten zusammen sein.

Ich begann, jedes Detail dieses Abends zu analysieren. War der Moment, als die Welt ringsumher stillzustehen schien, überhaupt real gewesen?

Ich wusste es nicht. Ich hätte nicht sagen können, wie es sich hätte anfühlen müssen.

Vor gerade mal einem Jahr, in meinem letzten Jahr am Gymnasium, wurden wir von unserer kroatischen Lehrerin aufgefordert, einen Aufsatz zu dem Shakespeare-Zitat »sei dir selber treu« zu schreiben. Diese Worte weckten den Schmerz, der während meiner Teenagerjahre in mir geschlummert hatte – um mein empfindsames Inneres zu schützen, hatte ich mich gegenüber der Welt gepanzert, ein quälender Spagat. Ich hatte gelernt, meine verletzlichen Seiten zu schützen wie ein Krustentier. Als ich den Aufsatz schrieb, zügelte ich mich nicht mehr. Wozu auch, es war der letzte Aufsatz, den ich schreiben würde, und die Lehrerin achtete sowieso nur auf Rechtschreibung. Was sich hinter meinen Worten verbarg, würde sie nicht interessieren. Als sie die Hefte zurückgab, entdeckte ich jedoch eine Anmerkung, direkt unter der Note:

*Tatsächlich ist das Gefühl ständigen Leidens unter
hochintelligenten Menschen weitverbreitet.*

Ich legte das Heft unter dem Tisch auf meine Oberschenkel, riss die Seite mit ihren Worten heraus, faltete sie zusammen und tat sie in mein Portemonnaie. Ich bat darum, auf Toilette gehen zu dürfen, und hielt, während ich von meinen Beinen durch den Flur getragen wurde, den Atem an. In einer Kabine verbarrikadiert, lehnte ich meine Stirn gegen die kalten Kacheln und rang mit den Tränen.

Ich hatte mich so lange gepanzert, dass ich glaubte, niemand könnte mein wahres Ich erkennen. Und doch war es gerade jemandem gelungen. Was die Sache noch schlimmer machte.

Doch es war nur ein zufälliges Gesehenwerden. Vlaho dagegen hatte mich ganz bewusst betrachtet. Neugierig. Wer sich die Mühe macht, genau hinzuschauen, nimmt vieles wahr. Außerdem hatte ich den Eindruck, hinter den zotteligen Haaren, dem abgetragenen Nirvana-T-Shirt und der Vorliebe für zornige Musik wäre auch er ein Mensch, der endlich gesehen werden wollte.

Vielleicht war er bloß angetrunken gewesen, vielleicht hatte das seine Augen leuchten lassen. Andererseits konnte ich nicht mehr verdrängen, wie sehr ich mich danach sehnte, jemanden wie ihn zu finden.

Drei Stunden nach dem Versenden der Nachricht war meine Hoffnung so quälend, ballte sich so schwer in meiner Brust, dass ich ihr durch tiefe, brummende Schluchzer Luft machte. Ich weinte nicht wegen Vlaho, nicht wirklich. Ich kannte ihn ja noch gar nicht. Ich weinte, weil ich es nicht mehr ertrug, mit gerade mal neunzehn Jahren dieses scharfkantige Körnchen Einsamkeit mit mir herumzutragen, das mich jedes Mal, wenn ich eine falsche Richtung einschlug,

innerlich zu verletzen drohte. Ich weinte, weil ich so viel Liebe in mir trug, ohne sie jemandem geben zu können.

Da blinkte der Bildschirm meines Handys auf. »Was soll das überhaupt heißen?«

Und dann: »Ich meine, eine Botschaft einer one-armed scissor zu versenden. Was soll das überhaupt sein, eine one-armed scissor? Vor allem im Gegensatz zu einer two-armed scissor.«

Ich starrte die Nachrichten durch einen Tränenschleier an. Dann tippte ich mit zitternden Fingern: »Wahrscheinlich weiß nicht mal Drive-in, was das heißt, aber auf eine schräge Art ergibt es Sinn, oder?«

»Mir gefällt ›dissecting a trillion sighs‹«, schrieb er.

»And writing to remember‹«, antworte ich.

Mein Handy klingelte, sein Name füllte das Display. Ich stellte den Fernseher aus und räusperte mich. »Hi.«

»Hey«, sagte er, und ich stellte mir vor, wie er sich lächelnd mit den Fingern durch die Haare fuhr, wie er es neulich Abend getan hatte. »So mühsam hatte ich's mir nicht vorgestellt. Außerdem kostet jede Textnachricht zwanzig Lipa, und der Song hat ganz schön viel Text.«

»Sehr clever. Da spricht der Ökonom.«

Er lachte. »Du hast Nachforschungen angestellt, merke ich. Ich bin im Nachteil.«

»Echt schade«, erwiderte ich, »dass du dich nicht über mich erkundigt hast.«

»Bestimmt nicht, weil ich nicht neugierig wäre. Ist nur so, dass ich grundsätzlich keine Mädchen behellige, die ... vergeben sind.«

»Tja ... das ist nicht mehr der Fall.«

Eine kurze, elektrisierende Stille trat ein. »Wie wär's mit einem Kaffee?«, fragte er in seinem südlichen Singsang. Ich wurde von Erleichterung erfüllt und merkte, wie die Hülle des Körnchens Einsamkeit in meinem Inneren ihre scharfen Kanten verlor.

DREI

Ich parke gegenüber der Bank und starre das riesige, großflächig verglaste Gebäude an, als könnte es mich mit Haut und Haar verschlingen. Vielleicht wird es das ja tun. Ich streiche mit dem Daumen über die Kante des Ordners, der alle wichtigen Dokumente für den heutigen Termin enthält: Den Darlehensvertrag und die Unterlagen zur Verlängerung des Darlehens, die Frist endet im kommenden Monat. Die gewaltige Summe unserer Schulden, ohne die geringste Aussicht, sie zurückzahlen zu können.

Mein Vater hatte schon immer große Ambitionen, er liebt alles Luxuriöse und Extravagante. Kurz nach dem Tod meiner Mutter spürte er Babas entfernte Cousins und Cousinen auf, zahlte sie aus und verwandelte Lovorun in eine riesige Baustelle. Das war seine Art, mit ihrem Tod fertigzuwerden, nehme ich an, sein Tribut an sie. Denkbar auch, dass ihr Tod ihm die eigene Sterblichkeit vor Augen führte, seine begrenzte Zeit auf Erden. Wollte er etwas Bleibendes erschaffen, dann musste es folglich möglichst rasch geschehen. Und ließe er das Anwesen restaurieren und in ein Heritage-Hotel umwandeln, dann würde er auf dieser Welt etwas hinterlassen. Dann hätte er nicht umsonst gelebt.

Ich konnte nachvollziehen, was ihn antrieb.

Lovorun war auch mein Trauer-Projekt.

Der dortige Olivenhain bot mir in meiner dunkelsten Stunde – als ich Vlaho verlor, als meine Zukunft wie feiner

Sand durch meine Finger rann – die Möglichkeit, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Die Dokumente, die ich in der Hand halte, bedeuten jedoch, dass wir alles verlieren werden.

Auf dem Beifahrersitz meldet mein Handy eine Nachricht von Vlaho. »Bereit für den Termin?«

»So halbwegs«, schreibe ich.

»Trefte dich vor dem Büro der Bankberaterin.«

Ich sehe zum Gebäude auf, richte meinen Blick dorthin, wo sich Vlahos Büro befindet, und frage mich, ob er aus dem Fenster schaut. Er ist in der Innenrevision tätig, hat mit Darlehen also nichts am Hut, trotzdem war ich froh, als er anbot, mich zu dem Termin zu begleiten. Gut möglich, dass ich überfordert bin, aber wenigstens wird er mir beistehen.

Heute werde ich ihn endlich einmal wiedersehen.

Ich richte den Kragen meines Regenmantels auf, bevor ich aus dem Auto in die Kälte des Februars steige, und eile zum Bankeingang, wo mich der Wachmann mit einem vertrauten Nicken begrüßt. Dieser Mann stand schon vor dem Eingang, als Vlaho nach seinem Abschluss und unserem Umzug nach Zadar hier einen Job bekam. Ich arbeitete vorübergehend als Vertretungslehrerin in der nahen Grundschule, und Vlaho und ich trafen uns zwischen meiner Vormittags- und Nachmittagsschicht zum Mittagessen in der Kantine der Bank. Wir waren nie wieder so glücklich in Zadar wie damals.

Ich frage mich, wie gut der Wachmann unsere Geschichte kennt. Ob er weiß, dass wir geschieden sind. Ob Marina sich erklären musste, als sie Vlaho zum ersten Mal bei der Arbeit

besuchte. Kommt sie überhaupt? Essen sie gemeinsam zu Mittag wie wir damals? Weder er noch sie haben dergleichen je erwähnt, und ich habe natürlich nie gefragt.

Als ich das Gebäude durch die Drehtür betrete, weckt die trockene Luft einen Hustenreiz. Ich winke der Frau an der Rezeption – eine ältere Dame, wir haben oft über ihre Enkel geplaudert. Die Grundschule müsste inzwischen hinter ihnen liegen. Sie scheint etwas sagen zu wollen, möchte vielleicht ein Gespräch beginnen – wir haben uns ewig nicht gesehen –, doch ich haste zum Fahrstuhl und bin froh, als sich die Türen sofort öffnen. Sobald ich darin bin, zucke ich entschuldigend die Schultern. Es wäre mir unerträglich, mich nach ihren Enkelkindern zu erkundigen, denn umgekehrt stellt sie schon lange keine Fragen mehr. *Wann wollen Sie Kinder haben, Frau Oberan?*, pflegte sie zu fragen. *Sie und Ihr Mann wären sicher großartige Eltern.*

Ich bin nicht mehr Frau Oberan, tröste mich aber damit, dass Vlaho der wunderbarste Vater auf Erden ist. Nur ist es ein Trost, der für ein Stechen hinter meinen Augen sorgt.

Das Büro der Bankberaterin befindet sich im zweiten Stock. Als die Fahrstuhltüren aufgleiten, erblicke ich Vlaho, im einfallenden Vormittagslicht stehend. Die Szene sieht aus wie gemalt, über ihm thront eine Birkenfeige, fast genauso groß wie jene, die er mir nach unserem ersten gemeinsamen Monat geschenkt hat. Vor ein paar Jahren musste ich sie aus meinem Zimmer in den Flur räumen, wo sie dank der hohen Decke ungestört wachsen kann. Die Tatsache, dass die Birkenfeige gedeiht, obwohl unsere Liebe eingegangen ist, könnte man durchaus ironisch verstehen.

Ich stoße mich von der Wand der Fahrstuhlkabine ab und trete in den Flur.

»Hey.« Vlaho küsst mich auf die Wange. Er duftet morgendlich nach würzigem Aftershave und Zahncreme mit Pfefferminze, vermischt mit dem zarten Geruch seiner Haut. Wir gehen nebeneinander her zu den Büros am Ende des Flurs, ein grauer Teppich, abgewetzt in der Mitte, wo er vorzugsweise beschritten wird, dämpft unsere Schritte.

»Das wird schon«, sagt Vlaho, der wie üblich meine Verzagttheit bemerkt. Er will mir ein besseres Gefühl geben. Vielleicht meint er es auch im ganz großen Maßstab des Lebens, und ja, so gesehen wird es schon werden, selbst wenn man außer der eigenen Gesundheit und dass man noch da ist, alles verliert.

Das glaube ich tatsächlich. Das Schlimmste ist bereits geschehen, als ich ihn habe ziehen lassen, und ich habe es überlebt. Ich trinke morgens nach wie vor meinen Kaffee, putze meine Zähne und bürste meine Haare, koche mir etwas zu Mittag. Die Nahrung wird verdaut und in Moleküle zersetzt, die in meinen Blutkreislauf eintreten und dorthin reisen, wo sie benötigt werden, um frische Zellen zu bilden. Und so geht mein Leben weiter. Auf zellulärer Ebene. »Ich weiß«, sage ich.

Ich bin schweißnass, als wir das Büro eine halbe Stunde später verlassen. Auf dem Rückweg zum Fahrstuhl schweigen wir. Die Bankberaterin, eine bildhübsche junge Frau, die ihre Haare zum Pferdeschwanz gebunden hat, jene Art Frau, die mich, wäre ich noch mit Vlaho zusammen, komplett verunsichert hätte, wusste nichts Neues zu sagen. Das Darlehen

kann nicht verlängert werden, die erste Rate ist kommenden Monat fällig, und sollten wir die Zahlung nicht leisten, unsere Schulden also nicht bedienen, dann müsste die Bank erwägen, etwas zu pfänden.

Mein Darm verschlingt sich zu Knoten. Wie soll ich nach Hause zurückkehren und das meinem Vater beibringen? Immerhin erwartet er, dass ich ein Wunder vollbringe wie damals er mit seiner Floppy Disc. Ein Vater, der krank und schwach ist und zuschauen muss, wie ich alles ruiniere. Die Rahmenbedingungen haben sich geändert, seit er mich nach seiner Erkrankung mit der Leitung der Firma betraute, oben-drein ging es schon bergab, bevor ich übernahm, aber das zählt nicht. Nichts davon tut etwas zur Sache. Entscheidend ist, dass ich abermals versagt habe.

»Ivona?« Vlaho berührt meine Hand. »Rede mit mir.«

Ich bleibe stehen und sehe ihn an. Wir stehen im dunklen Flur, im Halbdunkel wirken seine Züge weicher. Was es mir leichter macht, mich ihm anzuvertrauen. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Das Geld will einfach nicht reichen. Wenn uns die Bank keinen Aufschub gewährt ...«

Er lehnt sich gegen die graue Wandvertäfelung, und ich tue es ihm gleich.

»Tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber ... vielleicht werdet ihr verkaufen müssen. Wenigstens könntet ihr dann mitbestimmen, zu welchen Konditionen und zu welchem Preis.« Er senkt kurz den Blick, dann sieht er mich wieder an.

»Es tut mir leid, ich weiß, wie viel dir Lovorun bedeutet.« Seine Stimme ist sanft und tief. Schliesse ich meine Augen, ich könnte vor mir sehen, wie wir früher nachts in unserem Bett lagen, eng aneinandergekuschelt, und uns unterhielten.

»Mein Vater würde einem Verkauf nie zustimmen.« Manchmal denke ich, dass er nur bei Vollendung des Projekts weiterleben würde.

»Das ist mir bewusst, aber es geht nicht mehr um deinen Vater.« Vlaho klingt sowohl milde als auch scharf, genau wie früher, wenn er mir schonend etwas beibringen wollte. Für diese flüchtigen Momente der Vertrautheit – ein bestimmter Tonfall, eine spezielle Miene, eine leise Geste, die niemand sonst bemerkt – lebe ich. Dafür kreise ich in seinem Orbit, obgleich ich mitansehen muss, wie er ein Leben mit einer anderen führt.

Ich drücke seinen Arm, eine Berührung, die ich noch stundenlang in den Fingerspitzen spüren werde. »Danke, dass du mich begleitet hast.«

Er schenkt mir diesen Blick, der sich wie ein Luftholen anfühlt. Wie eine Erwartung, eine Sehnsucht. Als würde er eine Haarsträhne aus meinem Gesicht streichen, obwohl seine Arme unten sind. Als würde er meine Wange streicheln.

Einen Herzschlag später ist die Illusion verflogen. Wir sind wieder dort, wo wir uns seit neun Jahren befinden. Wahrscheinlich denkt er längst nicht mehr an unsere gemeinsame Zeit. Oder doch? In Momenten wie diesem, wenn die Stille unsere Worte absorbiert, komme ich ins Wanken.

»Das wird schon«, wiederhole ich seine Worte und setze mich in Bewegung. Er folgt mir zögernd.

»Bevor ich es vergesse«, sagt er gedehnt. »Marina fragt, ob du zu Maros Geburtstag kommen magst. Am nächsten Samstag. Nichts Besonderes, nur die Familie und ein paar Freunde. Maro hat nach dir gefragt.«

»Der kleine Frechdachs weiß genau, dass sie von mir das tollste Geschenk bekommt«, sage ich, um meine wahren Gefühle zu verbergen. An sich ist es okay, sie zu besuchen. Ich habe mich mit der Zeit daran gewöhnt. Nicht einmal Mariñas Mutter, die mich stets anlotzt, als wäre ich das Unheil in Person, eine latente Bedrohung der Ehe ihrer Tochter – denn was anderes könnte die einsame Ex-Frau des Schwiegersohns schon sein? –, stört mich mehr.

Was mich abschreckt, ist Vlahos Mutter. Frana versäumt keinen Geburtstag, keine Taufe, keinen Anlass, der mit ihren Enkelkindern zusammenhängt, nun, da sie welche hat. Sie ist es, die mein Unbehagen auslöst. Nur sie weiß, warum ich Vlaho verlassen habe. Sie ist der einzige Mensch, dem ich die Trennung anlasten könnte, obwohl sie mir nur einen Schubs gab, verantwortlich bin ich selbst. Die Entscheidung lag bei mir, ganz bei mir.

»Aber ich komme natürlich. Ich muss nur wissen, um wie viel Uhr«, sage ich und lasse die Fahrstuhltüren vor dem Mann zugleiten, den ich liebe.